

# VOLKSWACHT

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.  
Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Verantwortlicher Redakteur für den politischen Teil: Erik Junert in Breslau, Wilhelms-Ufer 1.

Die „Volkswacht für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete“ ist durch unsere Expedition, Weißberggasse 64, durch die Post und durch Colportage zu beziehen.  
Preis vierteljährlich M. 2.50, pro Woche 20 A.

Freitag, 25. September.

Die „Volkswacht für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete“ erscheint wöchentlich 6 Mal. Der Insertionspreis für die 6gespaltene Pettizelle beträgt 20 A.  
Postzeitungsliste Nr. 5540.

## Sozialismus und Religion

(Nordamerikanisches Sittenbild.)

II.

Der Herr Prediger ernannte nun aus den Reihen der Seinigen einen Vorsitzenden, der ankündigte, daß irgend Jemand, der Fragen an die Redner zu stellen beabsichtigte, das Wort erhalten könne. Ein Herr erhob sich und bemerkte, er habe erwartet, es werde eine regelmäßige Debatte zwischen den Referenten stattfinden, so daß Herr Jonas nunmehr zur Replik das Wort habe. Der Vorsitzende erklärte das für einen Irrtum, nur Fragen seien gestattet.

Darauf erhob sich Genosse Jonas und stellte folgende Frage an den Herrn Prediger: Ob ihm bekannt sei, daß fast alle Erleichterungen, welche das arbeitende Volk in den letzten Jahrzehnten sich erkämpft, jede Verkürzung der Arbeitszeit, alle Abschlagszahlungen, so gering dieselben noch seien, auf gerechte Forderungen, wie z. B. die Etablierung des Prinzips, daß der Staat, die Gesellschaft für altersschwach und invalid gewordene Arbeiter zu sorgen habe; ferner die Tatsache, daß es fast in jedem Staatswesen nur noch die eine Frage gebe, wie man die Arbeiter befriedigen könne — ob der Herr Prediger wisse, daß alles dies nicht dem Predigen von tausend Priestern, sondern im Wesentlichen der Organisierung der sozialistischen Arbeiterpartei in allen Ländern und dem drängenden Vorgehen dieser Partei zuzuschreiben sei?

Als der Sturm des Beifalls, der dieser Frage folgte, sich gelegt hatte, erklärte der Herr Prediger etwas verlegen, daß er sich freue, zu hören, daß die Sozialisten auch schon etwas Gutes gewirkt hätten.

Wenn dem nun so sei — fuhr Jonas fort zu fragen — sei das so Gewonnene nicht tausendmal mehr wert, als das bis jetzt durch Predigen Erreichte?

Der Herr Prediger behauptete, daß dafür die Beweise mangelten. Er bleibe dabei, daß man erst an die Seele des Einzelnen appellieren und diesen zu einem besseren Menschen machen müsse, sonst helfe alle Verkürzung der Arbeitszeit und Ähnliches nichts.

Wenn Sie nun, Herr Prediger — fragte Genosse Jonas weiter — an einem schönen Sonntag Ihrer Gemeinde und speziell den Arbeitgebern unter derselben so recht ans Herz gelegt hätten, daß sie die Arbeiter nicht ausbeuten und nicht schlecht bezahlen sollten — glauben Sie, daß auch nur Einer Ihrer Bosse vom nächsten Montag an seinen Arbeitern auch nur fünf Prozent Lohnerhöhung gewähren würde?

Die allgemeine Heiterkeit, welche dieser Frage folgte, überhob den Herrn Prediger der Beantwortung derselben.

Von einem bloßen Fragestücken war von nun an überhaupt nicht mehr die Rede. Ohne den Vorsitzenden zu beachten, im Uebrigen aber ohne die geringste Unordnung, erhob sich Jeder, der etwas zu sagen hatte und machte seinem Herzen Luft.

Genosse Schrader erhob sich nun und erinnerte den Herrn Prediger daran, daß im Namen des Christentums schon Ströme von Blut vergossen worden seien. Er erinnerte an die Heidenbekehrungen, an die Kreuzzüge, an die Greuel der Inquisition. Er wies darauf hin, wie selbst Luther, als die Bauern voller Ver-

zweiflung das Joch der Feudalherrschaft abzuschütteln versuchten, mühevoll dazu riet, die Bauern zu verbrennen, niederzuschießen und zu stäupen. („Darum sind wir auch keine Lutheraner!“ warf der Herr Prediger unter dem Beifall seiner Gemeinde dazwischen.) Wir können doch nicht, fuhr Schrader fort, die feinen Unterschiede aller der Duzende von Sekten, die sich aber alle Christen nennen, behalten! Auch in diesem Lande ist die Religion nicht frei. Versucht man nicht die Mormonen zu unterdrücken, angeblich weil ihre Religion die Vielweiberei lehrt? Wir bekennen uns nicht zur Vielweiberei, aber wenn es ein Teil der Mormonen-Religion ist, so dürfte sie nicht unterdrückt werden. Es ist eben die eine Sekte, wie die andere; jede behauptet, der wahre Jakob zu sein.

Genosse Zimmermann wollte von Herrn Prediger Meyer wissen, ob er nicht zugeben müsse, daß das einzelne Individuum gegen die Macht der es umgebenden Verhältnisse, gegen die ganze bestehende Gesellschaftsordnung nicht ankämpfen könne, auch wenn es noch so gut und noch so gebildet sei. Der Einzelne sei eben ein Produkt der heutigen Ausbeutungsordnung. Besser werden könnten auch die Einzelnen erst, wenn die Vielen nicht mehr Sklaven der Wenigen sein würden. Dann sei auch alle sogenannte Wohltätigkeit, wie sich heute Einzelne in derselben spiegeln, überflüssig.

Genosse Jonas schloß dann die Debatte ab, indem er darauf hinwies, wie es unmöglich sei, eine regelmäßige Debatte zu führen, wenn der eine Debattierende auf den Kern der Sache gar nicht eingehe. Auch die zahlreichen Irrtümer des Herrn Predigers zu widerlegen, seine Lästerung der großen Helden der Kommune eingehend zurückzuweisen — ermangele jetzt die Zeit. Die Sozialisten erstrebten einen Gesellschaftszustand, in welchem einem Jeden die Gelegenheit gegeben werde, nach seiner Wahl und seinen Talenten entsprechend, durch mäßige Arbeit ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Und das nenne der Herr Prediger eine große Zwangsanstalt! Wenn er, Redner, nun aber auch annehmen wolle, daß die „Christen“ dasselbe erstrebten, wie die Sozialisten, und daß Jene es durch Predigen erreichen wollten, so könne er ihnen die Versicherung geben: und wenn sie mit Engelszungen predigten, sie würden in tausend Jahren nicht den geringsten Teil dessen erreichen, was die Macht der Verhältnisse, worunter besonders die fernere Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zu verstehen sei, und darauf gestützt, die Organisation und Agitation der Sozialisten schon in den nächsten Jahrzehnten erreichen würden.

Auch Herr Prediger Meyer sprach dann sein Schlüsselwort. Was er gesagt, sei seine volle Ueberzeugung. Auch er habe schon ein Leben hinter sich. Er sei selbst Sozialist gewesen und der Sohn eines Sozialisten. Aber da der Vater die Seinen nicht ernähren konnte, habe er, der Sohn, das tun müssen und die ganze Familie erhalten. Jetzt sei der Vater kein Sozialist mehr und ernähre seine Familie. Er selbst aber, der Sohn, sei zur Kirche zurückgekehrt und sei glücklich dabei. Man sehe also, daß er auch schon gearbeitet habe und wisse, was dem Arbeiter fehle.

Nachdem er diese „Moral von der Geschichte“ zum Besten gegeben, schloß der Herr Prediger die Ver-

sammlung, die bis zum letzten Moment, lebhaft angeregt, zusammengehalten hatte. Auch noch jetzt bildet sie das Tagesgespräch in vielen deutschen Kreisen.

## Sozialpolitische Rundschau.

Deutschland.

Die frommen ultramontanen Agrarier sind bekanntlich genau solche fanatische Schützjünger, wie ihre protestantischen Kollegen. Man soll ihnen folgende Fragen und Antworten vorhalten: „Was ist der Zoll? Ein gefeßmäßiger Raub, eine dreiste Gewalttätigkeit, eine Bosheit, welche bei den Geseßen Schutz findet. Was ist der Zoll? Eine unverächtete Sünde, eine Räuberei ohne Ursache und Veranlassung, schlimmer als der Diebstahl. Der Dieb schämt sich zum wenigsten, wenn er stiehlt. Der Zollner plündert ohne Scheu und mit aller Zuversicht.“

Diese Beurteilung des Zolles rührt nicht von einem „Notstands-Gezer“, nicht von einem „roten Umstürzler“ her, sondern von dem „heilig“ gesprochenen Johannes Chryostomus, Erzbischof und Patriarch von Konstantinopel. Wenn die frommen ultramontanen Agrarier zu allen Heiligen beten, so mögen sie dieser Worte sich erinnern. Der Heilige Chryostomus wird im Himmel gewiß nicht für sie bitten.

„Zum Schutze weiblicher verheirateter Personen“ wurde ein Uebereinkommen zwischen dem Deutschen Reich und Belgien geschlossen, dessen Zweckdienlichkeit und Nützlichkeit wol von keiner Seite ernstlich bestritten werden kann; der Inhalt des betreffenden Uebereinkommens ist folgender:

In Art. 1 verpflichten sich die vertragschließenden Teile, innerhalb der gesetzlichen Grenzen dahin zu wirken, daß die Frauen und Mädchen, welche Angehörige eines der beiden vertragschließenden Länder sind und sich in dem anderen Lande der Unzucht hingeben, einem Verhör zu dem Zwecke unterworfen werden, um festzustellen, woher sie kommen, und wer sie bestimmt hat, ihr Heimatland zu verlassen. Vom Ergebnis des Verhörs ist der betreffenden Heimatsbehörde Nachricht zu geben.

Nach Art. 2 verpflichten sich eben dieselben, innerhalb der gesetzlichen Grenzen nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß diejenigen unter diesen Frauen und Mädchen, welche gegen ihren Willen genötigt werden, sich der Unzucht hinzugeben, auf ihren Antrag oder auf den Antrag derjenigen Personen, unter deren Gewalt sie stehen, aus dem Lande, in dem sie sich befinden, fortgeschafft und an die Grenze ihres Heimatlandes gebracht werden.

Art. 3 trifft Fürsorge, daß die nach den Geseßen ihres Heimatlandes noch minderjährigen Mädchen, welche sich in dem anderen Lande freiwillig der Unzucht hingeben, auf den Antrag ihrer Eltern oder Vormünder nach ihrem Heimatlande zurückbefördert werden.

Die weiteren Artikel enthalten Ausführungsbestimmungen, und ist nur zu wünschen, daß seitens der belgischen Regierung strenge nach den Normen dieses Uebereinkommens vorgegangen wird. Dann kann dasselbe, wenn es auch vielleicht nicht momentan und sofort

den Zweck erreicht, den es erreichen soll, in erster Linie diejenigen sogenannten Lebemänner dem Spruche des Strafrichters unterstellen, die es sich angelegen sein ließen, und es ist dies gerade oft mit deutschen Mädchen passiert, junge Frauenspersonen zu verführen und dann einfach in einem jener Seebäder sitzen zu lassen, die ihnen dazu dienen, ihre Wollust und Leidenschaft an ihren armen betörten Opfern zu befriedigen.

**Vom Notstand.** Der Konsum von Pferdefleisch hat sich nach einer Mitteilung, welche in der letzten Sitzung des Vereins der deutschen Köchschlächter gemacht wurde, in Berlin in letzter Zeit ganz bedeutend gesteigert. Ähnliches wird aus anderen Städten gemeldet. Guten Appetit! möchte man rufen. Oder soll man nicht vielmehr unter unseren heutigen Verhältnissen denjenigen glücklich preisen, der sich noch solche Lederbissen leisten kann? Wir haben es freilich weit gebracht!

Der Verein deutscher Irrenärzte, der in Weimar tagt, nahm einstimmig eine Resolution an, in welcher die Einbringung eines Gesetzesentwurfs betreffend die Bekämpfung der Trunksucht mit großer Genugthuung begrüßt, jedoch die Bestrafung der Trunksucht als solche nicht empfohlen wird. Die Resolution verlangt, daß Gewohnheitstrinker in Heilanstalten mit ärztlicher Leitung und häuslicher Aufsicht untergebracht werden. — Das ist ganz schön! Denn eine Krankheit kann nicht durch Strafen, sondern nur durch Heilmittel gehoben werden. Das beste Heilmittel ist aber eine ausreichende und genügende Nahrung. Und diese macht jedes Trunksuchtsgesetz überflüssig, was übrig bleibt, mag den Heilanstalten überwiesen werden.

**Das Schicksal schreitet schnell.** Unter dieser Überschrift schreibt die Burgstädter „Volksstimme“: Geteilter Schmerz ist halber Schmerz — dachten wir und teilten unsern Lesern die Schmerzen mit, welche ein Chemnitzer Landgericht uns verursacht hat in der Zustellung einer Anklageschrift, deren Quantität die Qualität zu überwiegen scheint und sich benamsete in nicht weniger denn zehn Anklagen. Jedoch, ein Redakteur muß auch die Gesetze kennen. Gar zu gern hätten wir den Inhalt der Anklageschrift wörtlich abgedruckt, doch der § 17 des Pressegesetzes verhinderte uns daran. Deshalb nahen wir uns schüchtern den Lesern und gaben ihnen in kleinen Dosen zu kosten von der lieblichen Milch, die sonst zu trinken nur einem Redakteur vorbehalten ist, der seinen faulen Bauch auf Kosten der Arbeiter mästet. Wir teilten die Anklageschrift in Hinsicht der ihr zu Grunde liegenden Paragrafen mit, da das Pressegesetz dies nach unserer bescheidenen Anfrage nicht verbietet. Die Veröffentlichung ist uns nun sehr verübelt worden, denn schon wieder schwebt das Schwert der Justitia über unserem vor Kummer und Schmerz grau werdenden Haar — wir sind von Neuem das Opfer des „Unverstandes“ geworden, der bisher uns vorjuchete in unserer sorgenfreien, ach so heiteren redaktionellen Tätigkeit, wir haben einen neuen Prozeß — den ersten, also neue Sorgen. Doch legen wir sie zu den alten und stärken wir uns in dem Genuß einer rosigen Zukunft, denn wir bilden uns ein, daß sie rosig werden muß. Ja, sie wird rosig, denn jenseits erhalten wir die zwölfte An-

klage, weil wir unseren Lesern mitgeteilt haben, wie die königliche Staatsanwaltschaft Chemnitz über die Immunität der Reichstagsabgeordneten denkt.

In Gefängnisleibern und mit Ketten an beiden Händen festgeschloffen, so wurde der Redakteur der „Sachsenbürger Arbeiterzeitung“, Emil Zusbrink, welcher gegenwärtig in Siegburg eine sechsmonatliche Gefängnisstrafe verbüßt, nach dem Bericht der „Freien Presse“ vor die Schranken der Elberfelder Strafkammer geführt. Die Jornebröte stieg unsern Elberfelder Parteigenossen in das Gesicht, als sie den überdies körperlich schwächlichen Gesinnungsfreund in diesem Aufzuge im Gerichtssaale erscheinen sahen. Zusbrink war angeklagt, durch Abdruck des Gedichts „Das Lied des Glends“ sich der Aufreizung mehrerer Bevölkerungsklassen schuldig gemacht zu haben. Der Staatsanwalt beantragte sechs Wochen Gefängnis, das Gericht erkannte auf drei Wochen.

Das Urteil ist insofern merkwürdig, als der Redakteur G. Lehmann von der „Westf. Fr. Presse“, welchen man wegen Abdrucks desselben Gedichts angeklagt hatte, von der Anklage kostenlos freigesprochen worden war. Wenn die Gerichtshöfe also selber sich irren — und einer muß sich in diesem Falle geirrt haben — wie soll der Richter wissen, was „Recht“ oder „Unrecht“ ist?

Ueber die oben geschilderte Behandlung unseres Parteigenossen Zusbrink ein Wort der Kritik zu sagen, ist wol überflüssig. Gegen Sozialdemokraten ist in Deutschland so ziemlich alles erlaubt, und so viel Geschrei die gegnerische Presse auch erhebt, wenn einmal ihren verurteilten Redakteuren auch nur entfernt eine ähnliche Behandlung zu teil wird, wie den unsern, so findet sie doch kein Wort des Tadels oder beschränkt sich auf ein paar kraftlose Phrasen, wenn es sich um sozialdemokratische Redakteure handelt. Das Organ der Gerechtigkeit ist bei der bürgerlichen Presse eben nur noch ein Rudiment.

— Zu dem oben mitgeteilten Fall unerhörter Behandlung politischer Gefangener gesellt sich schon wieder ein neuer. Der frühere Redakteur der Gießener Volksstimme, Genosse Watermann, teilt mit, daß er beim Transport nach Verden zum Bahnhof im Mai d. J. von dem ihn transportierenden Gendarmen mit dem ersten besten Gefangenen zusammen geschlossen durch die Stadt geführt worden ist. Gegen eine derartige unwürdige und verlegende Behandlung von „Presseverbrechern“ kann nicht oft und laut genug protestiert werden.

**„Das deutsche Kaiserium und der Arbeiterstand“**, so betitelt sich ein Artikel des Pforzheimer „Beobachter“. Darin wird folgendes aus einer im Jahre 1848 erschienenen Schrift eines gewissen Friedrich Bohmers zitiert:

„Was wir in Deutschland den gemeinen Mann nennen — der Stand, welcher ohne Spekulation arbeitet für das tägliche Brot — ist gegen Adel und Bürger ergrimmt; er meint, sie spekulieren auf seine Kosten. — Der vierte Stand kann nicht regieren. Er hat niemals regiert und wird niemals regieren. Es hat wol in alten und neuen Staaten Zeiten gegeben, wo Tauge-

nichtse, nicht ehrliche Arbeiter, das große Wort führten; das waren glückliche Zeiten. Das Reich des vierten Standes ist ein Blendwerk, die Ideen, auf die es gegründet werden soll, Traumbilder, denen ein entsetzliches Erwachen folgen wird. Es ist Sache des Bürgertums, mit vereinter Kraft und ohne Schonung das Proletariat niederzuhalten.“

Ein wahrer Ausbund von sozialpolitischer „Wißung“ muß sein, wer solch' vorsündflutlichen Unsinn zur Bekämpfung der Sozialdemokratie benützt. Die große soziale Bewegung unserer Zeit läuft nicht darauf hinaus, ein „Reich des vierten Standes“ zu errichten, sondern die Klassenherrschaft zu beseitigen. Mit dem „Niederhalten des Proletariats“ hat das „Bürgertum“ kein Glück gehabt und wird es niemals haben.

In dem Artikel wird gefragt: „Wird das deutsche Kaiserium im Stande sein, sich der Kräfte, welche die neue Bewegung in sich trägt, zu bemächtigen und die neue Großmacht, welche in den geschlossenen Massen des vierten Standes sichtbar wird, zu einer Säule des Deutschen Reiches zu machen?“

Uns dünkt, die Antwort auf diese Frage ist längst gegeben. Die neue Großmacht ist selbstständig und läßt sich nicht als politisches Spekulationsobjekt gebrauchen.

**Menschenfleisch oder Hundfleisch**, welches steht höher im Preise? In einer Gesellschaft wie die unsrige natürlich Hundfleisch. Der Bourgeois zahlt leichten Herzens 20 Mark Hundsteuer, wenn er aber jährlich 7 Mk. 70 Pf. für die Altersversicherung seines Arbeiters zahlen soll, schimpft er wie ein Kohrspaß auf die Regierung, die mit allerlei Schikanen den Bürger quäle. Hunde kosten Geld, Menschen bieten sich umsonst an. Vorige Woche erhielten z. B. in Stuttgart treue und brave Diensthöten für 20—30 jährige Dienstzeit bei einer Herrschaft Prämien von 32—68 Mark. Diese Woche wurden daselbst vom Verein zur Züchtung reiner Jagdhunde-Racen ebenfalls Prämien verteilt und zwar an Jagdhunde. Dabei erhielt u. A. ein Hühnerhund des Herzogs Albrecht den Ehrenpreis und 50 Mk., ein Borstehhund des Fabrikanten Zweifel den Ehrenpreis des Prinzen Wilhelm und 70 Mk., ein Ehrenpreis zu 100 Mk. konnte nicht vergeben werden. Die Dienste der Hunde wurden hier also weit höher geschätzt, als vorige Woche die der Diensthöten, und doch hatten die Hunde ihren Herren nicht so lange gedient. Aber freilich, wird uns ein frommer Herr sagen, man muß nicht immer auf irdischen Lohn rechnen, die Diensthöten werden für ihre Treue und Hingebung dereinst im Himmel belohnt, einen Himmel für Hunde aber giebt es nicht.

**Wucher und Kappelei.** In Würzburg ist ein scheußlicher Wucher aufgedeckt worden. Es dreht sich um den Verkauf eines Hauses, welches als Bordell verwandelt wurde. Das Haus hat einen reellen Wert von 35 000 Mk. und ist mit 61 000 Mk. Hypothek belastet; von dem vierten und letzten Hypotheken-Gläubiger wurde es um 75 000 Mark, sage fünfundsiebzigtausend Mark, an einen Kaufmann in Mannheim verkauft. Dieser verkaufte das Haus an eine Bordellwirtin, welche an den Besitzer der 3. und 4. Hypothek monatlich

**Die Bettlerin vom Pont des Arts.**

26] Novelle von Wilhelm Hauff. (Fortsetzung.)

„Ob ich es kann? — Aber darf ich denn? Gott im Himmel, Du heist ja Frau von Faldner; jage mir um des Himmels willen, wie sagte sich dies alles? Wie hast Du auch nicht ein einzigesmal mehr mich erwarten mögen?“

33. Sie stülte ihre Tränen, sie sagte sich mit Mühe, um zu sprechen. „Siehe,“ sagte sie, „es war, als ob ein feindliches Geschick alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als Du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit Dir waren mir so unendlich viel gewesen. Siehe, schon von dem ersten Moment an, als Du in der lieben Muttersprache Deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für Dich; und als Du mit so unendlichem Edelmut, mit so viel Zartinn für uns sorgtest, ach, da hätte ich Dich oft an mein Herz schließen und Dir gestehen mögen, daß ich Dich wie ein höheres Geschöpf anbede. Ich weiß nicht, was mir für Dich zu tun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast Du Dich gegen mich benommen! Du gingst, ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl sagte mir, daß es auf immer geschieden sei; acht Tage nachdem Du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was Du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehre geraten zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landstron, die in unserer

Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsräulein an. Wir reisten; ich will Dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die Du zu Deiner Rückkehr bestimmtest; dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte Dich noch einmal gesprochen, noch einmal von Dir Abschied genommen! Es sollte nicht so sein, als wir aus der St. Severinstraße über den wohlbekanntem Platz der Ecole de Medecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen, und ich sagte zu mir: „Auf immer!“ Eduard, ich habe nie wieder von Dir gehört, Dein Name war mir unbekannt, Du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste. Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, sie es gutmütig für eine gute Versorgung halte, viel leicht auch meiner überdrüssig war — nun, ich war ja ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen, es wieder zu werden, das übrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau.“

„Armes Kind! an diesen Faldner, warum bean gerade Du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gültigem Anspruch auf ein zum mindestens edleres Loos, warum gerade Du seine Frau? Doch es ist so; Joseph, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier sein; ich habe ihn bei allem, was er Neues haben

mag, einst Freund genannt, bin jetzt sein Gastfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich sein!“

Es lag ein unendlicher Schmerz in seinen Worten; er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden.

„D nur noch einen Tag,“ flüsterte sie zärtlich; „hab' Dich ja jetzt eben erst gefunden, und Du denkst schon zu entfliehen. Siehe, wenn Du weg bist, da verschließt sich wieder die Tür meines Glücks auf immer; ich werde hartes Ertragen müssen und da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endelosen Wüste.“

„Höre, ich will Faldner alles gestehen,“ sprach nach einigem Sinnen der junge Mann, „ich will es ihm alles vormalen, daß es ihn selbst rühren muß; er liebt Dich doch nicht, Du ihn nicht und bist unglücklich; er soll Dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß; meine Güter kannst Du vom Belvedere auf dem Dache übersehen. Du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn Du einzögst in mein Haus, wollte ich Dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich Dich tragen, Du solltest die Königin sein in meinem Hause und ich Dein erster treuer Diener!“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich Deines Glaubens wäre, dann ginge es wol, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O Du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch eine Seligkeit mit Dir, bei Dir zu sein, immer

100 Mark (hundert Mark) nebst 4 1/2 Prozent Verzinsung zahlen mußte. Diese skandalöse Ausbeutung der Schande ist recht bezeichnend für die Entwicklung unserer Zustände.

Aus einem zum öffentlichen Ausschlag bestimmten Plakate, in welchem die „Münchener Post“ zum Abonnement auf sich aufforderte, strich die Münchener Polizei in dem Satz: „Die „Münchener Post“ vertritt ausschließlich die Interessen der arbeitenden Bevölkerung“ das Wort „ausschließlich“, ferner folgenden Satz: „Die „Münchener Post“ ist für keine Art von Liebedienerei und Schönfärberei zu haben, sie öffnet den Verfolgten und Unterdrückten, den Ideen des Sozialismus, der Weltanschauung einer neuen Zeit ihre Spalten.“

Da behauptete noch Jemand, daß wir in Deutschland keine Zensur hätten.

### Arbeiterbewegung.

**Arbeiter des In- und Auslandes!** Gleichwie unsere Kollegen in Friedrichshagen, Burg u. s. w. ist auch uns Handschuhmachern in Osterwieck a. Harz ein Lohnabzug von 20 und 30 Pf. gemacht worden, worauf wir einmütig mit Nein antworteten. Wir haben somit den Abwehrstreik aufgenommen und richten nun die bringende Bitte an alle Genossen, uns in diesem großen Streik nach Kräften mit Geldmitteln zu unterstützen, denn wir kämpfen für eine gerechte Sache, haben auch unser Solidaritätsgefühl schon oft bewiesen und werden es wiederum in reichem Maße betätigen, wenn wir den Sieg errungen haben, den wir nur durch genügende Unterstützung erzwingen können. Es befinden sich 199 Mann im Auslande; davon sind 98 Familienväter mit 228 Kindern.

Nicht nur den Handschuhmachern wurden Abzüge gemacht, sondern auch den Färbern, Zurichtern und den Maschinenollirern sowie den Dresseuren. Sie stehen gleichfalls im Auslande und zählen ca. 100 Mann, zumeist Familienväter. Auch für diese bitten wir, damit es ihnen möglich ist, ihren ohnehin sehr gering bemessenen Lohn behaupten zu können. Genossen des In- und Auslandes, helft uns, daß wir zum Siege gelangen!

Osterwieck, den 15. September 1891.

Für die Lohnkommission. J. M.: Josef Schüßl. Alle arbeitersfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

Alle Zuschriften sind an Heinrich Lühr zu richten, alle Geldsendungen an Theodor Hoffmeister in Osterwieck am Harz.

**Warnung für Schuhmacher.** In Melbourne, Australien, sind die Schuhmacher in einem Geschäft im Streik; Arbeitskräfte sind genügend vorhanden. Ein Schuhmacher, Namens Scharfenort (macht den Bladleg), arbeitet während dieser Zeit, da die Anderen im Streik sind. Dieser Scharfenort, welcher auf dem Neuenwall in Hamburg ein Schuhgeschäft hatte, beabsichtigt Leute von Deutschland nach Melbourne kommen zu lassen für das Geschäft, welches im Streik ist.

Sollten irgend Schuhmacher noch hier gesucht

werden, Kollegen, so haltet Euch fern, denn Ihr könnt nur in unangenehme Lage kommen.

Melbourne, den 1. August 1891.

Im Auftrage der Schuhmacher-Gewerkschaft für 1. Klasse bestellter Arbeit.

E. Ufert. E. Steinede. D. Sped.

Alle Arbeiterblätter werden höflich um zweimalige Aufnahme gebeten.

### Reliquien.

Wir leben in den Tagen der Wallfahrt. „Auf nach Trier, Ruh, Kalb und Stier!“ ertönt's von der Eifel bis zum Westerwalde und darüber hinaus. Uebrigens gab es eine Zeit, wo man noch viel mehr Wallfahrtsorte und Reliquien hatte als heute und von dieser Zeit wollen wir Einiges erzählen:

Im fünfzehnten Jahrhundert, als noch ganz Deutschland katolisch war und die Priester tun konnten, was sie wollten, hatte man in der Bischofsstadt Cammin in Pommern als Hauptreliquien ein sechs Fuß langes Hemd der Mutter Jesu und die Trommel, die den Juden beim Durchzug durch's rote Meer vorangetrommelt hatte. (Näheres darüber in Reglers Kunstgeschichte von Pommern, Seite 170.) Im Kloster Gräfrath zeigte man Heu aus der Krippe Jesu, und ein Stück Weibrauch von den heiligen drei Königen. (Vergl. Montanus, Vorzeit von Cleve II 402.) Ein Stück vom Kopfe des Fisches, den der junge Tobias im Euphrat gefangen; Haare aus dem Bart des heiligen Hieronymus; ein Tischuch, welches bei der Hochzeit zu Cana gebraucht worden sein sollte und ein Stück von dem Netze, womit der Apostel Petrus im See Genezareth gefischt hatte, das Alles zeigte man im reichen Kloster Dobberan an der Döise. (Vergl. Klüver, Mecklenburg.)

Erzbischof Albrecht von Magdeburg, ein Sohn des Brandenburger Kurfürsten Johann, hatte es in den Kardinaltugenden unwürdiger Priester bis zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß er nicht nur seine Maitreffen als Madonnen in die Kirchen mairen ließ, sondern daß auch einmal eine der Bischofsbirnen auf seine Anordnung als eine lebendige Heilige in einem kostbaren Reliquienkasten bei feierlicher Prozession herumgetragen wurde. (Näheres in Rathmann, Geschichte von Magdeburg III, 515.) Der Mönch Iselin, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts als Ablassprediger Schwaben durchzog, führte eine Feder mit sich, welche er als eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Michael zur Verehrung ausstellte. Zu Albingen hatte er das Unglück, daß ihm die Feder verbrannte. Da ließ er von der Wirtin ein Bündelchen Heu aus dem Stalle holen, rief das Volk herbei und sprach, dieses Heu sei aus der Krippe Jesu zu Bethlehäm; wer es nicht glaube, der sei ein Keger. Da kniete die Wirtin selber hin und küßte ihr Heu ganz andächtig.

Auf die Fabrication von Wundern verstanden sich die Priester, wenn sie derselben bedurften, zu allen Zeiten. Wir wollen hierfür ein historisches Beispiel anführen. Im vierzehnten Jahrhundert und noch darüber hinaus stritten die beiden Orden der Franzis-

aner und der Dominikaner wütend darüber, ob Maria ohne Sünde empfangen sei oder nicht. Die Franziskaner sagten ja, die Dominikaner aber nein. Zahllose Streitschriften waren schon über die Frage geschrieben und die Ansicht der Franziskaner schien die Oberhand zu gewinnen. Da wollten die Dominikaner den Streit durch ein Wunder vom Himmel entscheiden lassen. Sie hielten 1504 ein großes Ordenskapitel zu Wimpfen und hekten den Feldzugsplan aus. Sie hatten einen ganz raffinierten Gauner in ihren Reihen, den Dominikanermönch Jeger im Kloster zu Bern, der unter Anderen auch ein tüchtiger Bauchredner war. Dieser verführte bald darauf von der Kanzel, Maria sei ihm erschienen und habe ihm die Wundmale Jesu aufgedrückt. Letztere zeigte er dem gläubigen Volke und verband damit als lebendiger Heiliger ersten Ranges Offenbarungen und Weissagungen, von denen die eine noch weniger schmeichelt für die Franziskaner war, als die andere. Die Aufregung des Volkes stieg mit jedem Tage und die Prozessionen kamen von allen Seiten. Und da verkündete Jeger eines Tages, daß nach einigen Monaten an einem bestimmten Tage Maria selbst von ihrem Altare in der Dominikanerkirche zu Bern herab sprechen werde. Nun erreichte die Spannung den höchsten Grad. Zu der bestimmten Stunde stehen die Magistrate der Städte und die Vornehmsten des Volkes vor dem Marienaltare. Und da weint das steinerne Marienbild plötzlich dicke Thränen, eine um die andere. Anwesenden fallen nieder, staunend über das „Wunder“. Doch es kam noch besser. Plötzlich fragt das Christkind auf den Arme des Bildes laut und hörbar durch die ganze Kirche: „Mutter, warum weinst Du?“ Und Maria antwortete: „Weil die gottlosen Franziskaner behaupten, Ich sei wie Du ohne Sünde empfangen.“ Der Bauchredner Jeger hatte sein Meisterstück gut gemacht, er war im Innern des Altars versteckt. Jetzt aber entstand eine große Erbitterung des Volkes gegen die Franziskaner und sie und ihre Klöster waren in der größten Gefahr; hatte sie ja doch Maria selbst als gottlos bezeichnet. Durch die Not gezwungen, mußten die Franziskaner aus der Schule schwätzen und alles Volk darüber aufklären, durch welche priesterlichen Taschenspielerkünste solche „Wunder“ zu Stande gebracht werden. Und das gelang ihnen denn auch so vollständig, daß die Dominikaner gerichtlich als Betrüger und Wunderfabrikanten entlarzt wurden. Jeger floh, als er verhaftet werden sollte und man bekam ihn so wenig, wie man 1875 zu Düsseldorf den Schuft Jordanus Sachem bekommen hat, der als Repräsentant der Tugend der Dominikaner und frommer Vater, Kinder unter 14 Jahren in das Kloster lockte und damit Dinge beging, die durch § 176 3 des Str.-O.-B. verboten sind. Aber vier andere Dominikaner, die bei dem Wunderschwindel Jegers als Handlanger gedient, wurden 1509 zu Bern verbrannt.

Madonnenerscheinungen und Madonnenstränen waren bei den priesterlichen Zauberkräften zu allen Zeiten beliebt. Wer gedenkt nicht der Madonnenerscheinungen im Elsaß und zu Marpingen in den siebziger Jahren! Auch die Geschichte hat noch ein solches Beispiel. Napoleon I. erzählt im Berichte über seine italienischen

für Dich zu sorgen, an Deinen Blicken zu hängen, und alle Tage Dir durch zärtliche Liebe ein Tausendteil von dem heimzugeben, was Du an meiner lieben Mutter und an mir getan.“

„Also dennoch auf immer,“ erwiderte er traurig; „also nur noch morgen und dann für immer scheiden?“

„Für immer!“ hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man Dich, Du niederträchtige Meze!“ schrie in diesem Augenblick ein Dritter, der neben dieser Gruppe stand, sie sprangen erschreckt auf; zitternd vor Jörn, knirschend vor Wut, stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der anderen die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröben fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte Dich,“ sagte er zu dem Wütenden; „nur hier keine Szene, Deine Leute sind im Garten, Du schändest Dich und Dein Haus durch einen solchen Austritt.“

„Was?“ schrie jener, „ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpack, das ich in meinem Haus hatte? Meinst Du, ich kenne Deine Handschrift nicht,“ fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinstrackte; „das ist ja ein süßes Briefchen an den Herrn Galan hier, an den Romanhelden. Also eine Dirne mußte ich heiraten, die Du unterhältst, und als Du ihrer satt warest, sollte der ehrliche Faldner sie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zum Besuch, den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzufressen. Das sollst Du mir bezahlen,

Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne sich am Pont des Arts aufstellen oder von Deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mit Hagestichten vom Hofe jagen!“

34.

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedeneres Uebergewicht über den Rohen, der von Wut zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephe, die bleich, zitternd, sprachlos auf der Moosbank saß, überzeugte Fröben, was hier zu tun sei. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Wütend sah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammen zu rufen, um seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinaus in den Saal, wo Josephe auf dem Sopha lag, ihr meinendes Gesicht in den Klüften verberg, wo Fröben wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte jener in dem Saal umher; er verfluchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe. „Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte!“ rief er. „Sie hat Tauffchein und alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben; die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigste sein,“ unterbrach ihn Fröben; „es kommt nur darauf an, wie Du es angreifst, um Dich nicht noch mehr zu blamieren —“

„Ja, mein Herr!“ schrie der Baron in wildem

Jorn, „Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch Ihre grenzenlose Frechheit all die Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unserer Scheidung brauchen wir weiter keine Klüften; die kann jogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

Josephe, die diese Worte verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wütenden nieder, sie beschwor ihn, alles nur über sich ergehen zu lassen; denn sein Freund sei ja ganz unschuldig; sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkannte; sie beschwor, daß Fröben erst heute erfahren, wer sie sei. Aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Fürbitten, er hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück.

„Ich bin gewohnt,“ jagte er kaltblütig zum Baron, „bei solchen Gängen zuerst meine Arrangements zu treffen, und Du wirst wol tun, es auch nicht zu unterlassen. Vor allem geht Deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht da bin, sie vor Deinen Mißhandlungen zu schützen.“

„Du handelst ja hier wie in Deinem Eigentum,“ erwiderte der Baron vor Jörn lachend; „doch Madame war ja schon vorher Dein Eigentum, Ich hätte es beinahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Baum, um ihr Gewerbe fortzusetzen?“

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Josephe: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe?“ fragte er sie. „Glauben Sie wol für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?“

(Fortsetzung folgt.)

**Selbstjüge:** Als am 9. Februar 1798 die vom Kardinal Raska geführte päpstliche Armee gefangen genommen war, waren die Pfaffen in Ancona noch immer bemüht, das Volk zum Widerstande gegen die Franzosen aufzuheizen. Um den Leuten Mut zu machen, ließ ein Domkapitular in der Hauptkirche zu Ancona eine Madonna weinen. Das wurde schnell im Hauptquartier bekannt und Napoleon schickte seinen Adjutanten, um nachzusehen. Dieser kam mit der Meldung zurück, daß die Madonna wirklich weine. Da ließ Napoleon die Madonna sammt den Tränen holen und es fand sich, daß eine optische Täuschung, die mit Hilfe eines Glases bewirkt wurde, das Wunder hervorbrachte. Das Glas wurde weggenommen, der Domkapitular öffentlich gescholten und die an ihren Platz zurückgebrachte Madonna weinte nicht mehr.

Einer interessanten Reliquie müssen wir noch gedenken. Als der Augsburger Stadthauptmann Schertlin im Jahre 1527 beim kaiserlichen Heere war, welches Rom plünderte, fand er zu Rom in einer Kirche den Strick, an welchem sich Judas erhängt haben soll. Er nahm ihn mit nach Deutschland und küßte ihn nach Schornberg. Sollte man den Strick nicht auch ausstellen?

### Ausland.

#### Schweiz.

Daß Steuerbetrug „kein gemeiner Betrug“ ist, wenn er nur nicht unverkämmt in großem Stil und von reichen Leuten, die als „Stützen der Ordnung“ gelten, getrieben wird, davon sind überall gewisse Leute felsenfest „rechtlich überzeugt“. Bei uns in Deutschland hat kürzlich der Bochumer Steuerkandal-Prozess scharfe Schlaglichter auf diese „rechtliche Ueberzeugung“ geworfen. Jetzt schreibt Professor Dr. Zürcher in seiner „Zeit für Schweizerisches Strafrecht“ Folgendes:

„Zur Beruhigung der „besseren Stände“, denen die Steuerdefraudanten (Steuerbeträger) gewöhnlich angehören, hat das Kassationsgericht mit ausführlicher Begründung entschieden, daß Steuerbetrug nicht als gemeiner Betrug bestraft werden dürfe.“

Ist das nicht schönstes Klassenrecht? Wenn ein armer Teufel in der Not um ein paar Mark betrügt, so ist das gemeiner Betrug, wenn aber ein Reicher aus Habgier den Staat, oder richtiger, seine ärmeren Mitbürger um Tausende an Steuern betrügt, so ist das kein gemeiner Betrug.

Ja, ja! Professor Menzer hat Recht, wenn er schreibt:

„Die modernen Privatrechtssysteme stellen sich überall nicht als ein Produkt des ganzen Volkes, sondern nur der begünstigten Volksklassen dar und sind von diesen den bezüglichen Volksklassen durch einen Jahrtausende alten Kampf aufzuerlegt worden.“

Gewisse Leute im lieben Deutschland mögen es schwer empfinden, daß sich bei uns noch kein Gericht gefunden hat, ebenso zu entscheiden, wie das Kassationsgericht in der Schweiz.

#### England.

Genosse Aveling wurde letzten Donnerstag von dem Polizeigericht von Nord-London wegen „Uebertretung“ und „Mißhandlung“ des Ehrabschneiders Gilles zu 40 Mk. Buße verurteilt. Da der Richter von vornherein jeden Versuch abwies, die Beweggründe der Züchtigung und den Beweis, welche nichtswürdiger Verleumder Gilles sei, vorzubringen, sondern die Verhandlung auf die Frage beschränkte, ob der „Uebertretung“ stattgefunden habe oder nicht, so war die Verurteilung selbstverständlich, daß sie so niedrig ausfiel, heißt, wie gering der Richter von dem Kläger dachte. Gleich zu Beginn der Verhandlungen hatte er den Genossen aufgefordert, Abbitte zu leisten, dann sei die Sache erledigt. Natürlich lehnte Aveling dies ab.

Uebrigens dürfte die Sache noch ein Nachspiel haben. Gilles beschwor nämlich: „er habe den Artikel, der die bekannten Verleumdungen enthielt, weder verfaßt noch inspiriert.“ Nun ist aber erwiesen, daß Gilles dem Verfasser der Notiz, dem Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung“, diese Verleumdungen mitgeteilt. Die gleichen Verleumdungen teilte er zwei anderen Korrespondenten bürgerlicher Blätter mit; einem derselben gegenüber erklärte er sich sogar zu dem Bubenstück bereit, die Inzianen, die später in der „Rhein. Westfäl. Zeitung“ und im „Tageblatt“ reproduziert wurden, schriftlich zu notiren, wenn der betr. Korrespondent sie nur in die deutsche Presse lanciren wolle. Auch den Abgeordneten Bruhns und Wegger gegenüber hatte er diese infamen Verleumdungen als erwiesene Tatsachen hingestellt. Und angesichts dieser von all den Genannten mündlich und schriftlich bekräftigten Tatsachen beschwört der Gentleman Gilles,

er sei nicht der Veranlasser dieser Schustererei. Wahrscheinlich, gegen Gilles sind Puttkamers Nichtgentlemen Märtyrer der Wahrheit und der Inbegriff der Ehrenhaftigkeit.

Nicht unerwähnt wollen wir bei dieser Gelegenheit lassen, daß das „Berliner Tageblatt“, das seinerzeit mit Behagen die schmutzigen Lügen seinem sensationslüsternen Publikum reproduzirte, heute als Unlaß der Züchtigung bloß zu schreiben weiß: „In der deutschen Presse erschienen Artikel, welche Dr. Avelings Benehmen als Sozialist und Arbeiterführer scharf geißelten. Dr. Aveling hielt Gilles für den Verfasser und beschloß, sich an ihm zu rächen.“ — Es wäre natürlich von den Leuten des „Berliner Tageblatt“ zu viel verlangt, daß sie der Wahrheit die Ehre geben und jene durch sie verbreiteten Verleumdungen als solche zugestehen sollten! Was liegt den Leuten an der Ehre eines Anderen!

**Teuere Verbrecher.** Welche Summen die englische Verbrechermwelt dem Staate kostet, geht aus einem Eingekandt der „Times“ hervor. An der Hand statistischer Angaben weist der Verfasser, Herr W. D. Morrison, nach, daß sich die jährlichen Erhaltungskosten der Polizei auf 5 859 940 Pfund Sterling belaufen, die der Gefängnisse auf 1 020 343 Pfund Sterling und die der Besserungs- und Arbeitsschulen (irische Lokalbeiträge nicht mitgerechnet) auf 593 551 Pfund Sterling. Der Gesamtbetrag erreicht die ungeheure Zahl von 7 473 834 Pfund Sterling (149 476 630 Mk.).

### Kleine Chronik.

Eine für mechanische Webereien höchst wichtige Erfindung hat Herr Krämer in Augsburg gemacht, nämlich eine Jacquardarten-Bindemaschine, welche von der Stahlknecht'schen Maschinenfabrik in Stolberg i. S. gebaut worden ist. Diese Maschine arbeitet, wie eine Beschreibung in der „Opz. Monatschrift für Textil-Industrie“ näher ausführt, mit geraden Nadeln, aber viel gleichmäßiger, als Handarbeit dies vermag. Da sie 60—65 Stiche in der Minute macht, also bei drei Bindereihen etwa 12 000, bei vier Bindereihen vielleicht 16 000 Bindungen in der Stunde, so werden in dieser Zeit bei zwei Bindelöchern zirka 1300 Karten fix und fertig gebunden. Das ergibt eine Leistung, welche gewöhnlich von zehn Schürmädchen vollbracht wird. Die Maschine wird für Hand-, Fuß- und Dampftrieb gebaut. Ein Patent auf einen Kettenwirkstuhl mit Schutzvorrichtung gegen Fadenbruch ist den Herren Winkler u. Gärtner in Burglindt und Ernst Frieden in Chemnitz erteilt worden.

Nicht begnadigt. Der Gärtnergehilfe Franz Schotte in Halle, welcher im Februar d. J. durch einen unglücklichen Schlag mit einem Stocke den Tod des Schülers Simon von Kauchhaupt, Sohnes des bekannten Parlamentariers Landrat von Kauchhaupt auf Storkwitz, herbeiführte und deshalb zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde, hatte beim Kaiser ein Gnadengesuch eingereicht, das von verschiedenen Seiten unterstützt worden war. Nach einer jetzt erhaltenen Mitteilung ist das Gesuch abschlägig beschieden worden.

Das **Ertragnis** des diesjährigen Heringsfanges scheint überall nicht unwesentlich hinter dem normalen Durchschnitt zurückgeblieben zu sein. Daraus ergibt sich, bei gleichbleibender Nachfrage, ein verhältnismäßiges Anziehen der Preise, und in der Tat machen die großen Heringsexportfirmen in Schottland und Skandinavien ein lukratives Geschäft. Auch nach Deutschland wird, trotz der Zunahme unserer eigenen Heringsfischerei, eher mehr als weniger von dem gedachten Artikel eingeführt, weil der Konsum sich noch rascher entwickelt als das Angebot. Für die Zukunft unserer Hochseefischereibetriebe ist diese Sachlage insofern ermutigend, als sie beweist, daß Kapitalanlagen in Fischereierneuerungen dauernden Nutzen abwerfen, wie denn dieser Zweig nationaler Industrie erweist, als sie bisher statgefunden hat. Was für Wertziffern der Heringsfang repräsentirt, mag man aus der Mitteilung ersehen, welche das **Ertragnis** des diesjährigen Heringsfanges an der schottischen Nordwestküste auf nicht weniger als 600 000 Pfd. Sterl. — 12 Mill. Mark — innerhalb einer Fangzeit von 6 Wochen veranschlagt.

**Mainz.** Die Strafkammer des Landgerichts hatte sich kürzlich mit einem recht bedauerlichen Menschen zu befassen. Vor einigen Wochen wurde hier der Glasergeselle Sid. Neumann aus Worms wegen Urkundenfälschung verhaftet. Der Unglückliche hatte aus Noth, da er keine Arbeit finden konnte, einen Aufnahmeschein in den Verband der Glasergesellen gefälscht, um sich auf Grund dieses Scheines einige Pfennige Reise- und Zehrgehalt zu verdienen. Das Landgericht nahm milde Umstände

an und verurteilte ihn zu einer Gefängnisstrafe von 4 Wochen, welche durch die Untersuchungshaft für verbüßt erklärt wurden. Dieser Vorfall hätte nicht veranlaßt, darüber zu berichten, wenn nicht aus der Verhandlung vor Gericht hervorgegangen wäre, daß der Angeklagte im Jahre 1878 als Soldat von dem Militärgericht wegen einer Reihe von militärischen Vergehen, darunter auch wegen Majestätsbeleidigung, zu 36 Jahren und 5 Monaten Festungshaft verurteilt worden ist. Von dieser Strafe hat der Verurteilte 12 Jahre weniger 1 Tag verbüßt, der Rest der Strafe wurde ihm in „Gnaden erlassen“. Seit dieser Zeit bummelt der Unglückliche in der Welt herum, ohne Arbeit zu finden, und fälschte daher eine Urkunde.

**Triar.** Nach einer Meldung der „Germania“ sind bis jetzt über 1 Million Neugierige im Dom gewesen, welche den „heiligen Koch“ sehen wollten. Das Blatt weiß zu berichten, daß die Prozessionen bis Nachts 12 Uhr dauern. Die ermüdeten Frauen lagen vielfach mit ihren Kindern auf der Straße „und trotzdem hörte man kaum eine Klage.“ — Geschäftspaffen lachen sich ins Fäustchen.

Die **Volkverdümmung** spielte bei dem Unglück (Bergabsturz) in Kollmann (Tirol) eine verhängnisvolle Rolle. Die Leute verzichteten in willenloser Ergebung in die höhere Fügung auf alle Selbsthilfe. Aufgefordert, Rettungs- und Bergungsarbeiten zu organisiren, antwortete der Pfarrer: „Das hilft nichts mehr; das ist Gottes höherer Wille, und das einzige, was ich tun kann, ist, daß ich die (mit den Fluthen ringenden) Unglücklichen segne.“ Dieser Auffassung des Geistlichen entsprechend, ließ eine Bäuerin ihre Kinder in der Wohnstube ertrinken, während sie selbst auf den Knien lag und betete: „Heilige Maria, hilf und rette meine Kinder.“

Ein **findiger Zeitungsschreiber.** Man schreibt der „Frl. Ztg.“ aus Paris: Ein gewisser Débat, der zum vierten Male das Zuchthaus von Poissy verließ, erfuhr zufällig, daß die Bierbrauer von Paris mit denen der Vororte wegen der verschiedenartigen Besteuerung, denen diese und jene unterworfen sind, im Streite liegen. Er beschloß, diese Spaltung auszunützen und gründete zwei Blätter, die „France commerciale“ und die „Union sociale“. Auf dem einen stand: „Direktor: Herr Duchatel“, auf dem anderen: „Direktor: Herr Vincent“; allein beide Namen stellten nur eine Person: Herrn Débat, vor. An der Spitze der „Union sociale“ war zu lesen: „Gesellschaftlicher Betrug seitens der Pariser Brauer! Jährlich vier Millionen!“ Natürlich unterstützten die Brauer des Reichbildes das ihre Sache so warm vertretende Blatt reichlich mit Abonnement und Anzeigen. Ein Gleiches taten die Pariser Brauer mit der „France commerciale“. Eine heftige Preßfehde entspann sich zwischen den beiden Bierzeitungen; „Vincent“ und „Duchatel“ belegten sich darin gegenseitig zur Erbauung ihrer Leser mit den ausgesuchtesten Schimpfnamen, und niemand ahnte, daß Débat sich selbst angreife, bis die Staatsanwaltschaft, die ein Auge auf den letzteren hatte, das Geheimnis entdeckte. Rabische hätte ein Lustspiel aus der Sache gemacht; das Gericht nahm die Sache aber ernst und verurteilte den Doppeljournalisten zu 5 Jahren Gefängnis und 1000 Fr. Geldbuße.

**Barbier und Bauer.** Vor zwei oder drei Wochen rasierte ein Barbier in Beziers einen Bauer, der nicht gerade sehr geistig aussah. Der Bauer erzählte dabei, daß auf seinem Gute durchaus kein Mangel an Mäusen sei. „Haben Sie zuviel von diesen Tieren?“ — „Das will ich meinen.“ — „Nun, ich brauche gerade welche; wenn Sie mir sie herbringen wollen, werde ich Ihnen einen Frank per Stück zahlen.“ — Der Bauer nahm diese Aufforderung ernst und kam einige Tage später bei dem Barbier mit einem großen Käfig an. „Ich habe hundertzweiundfünfzig“, sagte er nicht ohne Stolz. Der Barbier, welcher seinen Scherz vergessen hatte, suchte nach einem Mittel, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. „Das macht also hundertzweiundfünfzig Franken“, bemerkte inzwischen der Mäusejäger. Der Barbier unterbrach ihn gravitatisch: „Es sind doch lauter Männchen?“ Der Bauer, verbüßt: „Darauf habe ich nicht geachtet.“ — „So? dann nehmen Sie sie nur wieder mit fort. Ich dulde keine Weibchen in meinem Hause.“ Jetzt merkte der Bauer endlich, daß man sich über ihn lustig machte. Er sann einen Augenblick nach und antwortete dann: „Die Mäuse wieder mitnehmen? . . . Ach, da lasse ich sie Ihnen lieber umsonst.“ Und er öffnete den Käfig, schüttelte denselben aus und ließ die hundertzweiundfünfzig in das Haus laufen. Ueber den Bauer lacht man nicht in Beziers.

## Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 24. September 1891.

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Das tiefen wir vor einigen Tagen der Arbeiterschaft zu gelegentlich der Haltung einiger hiesigen „arbeiterfreundlichen“ Blätter gegenüber den Buchdruckergehilfen, welche durch den Nothstand veranlaßt, eine Erhöhung ihrer tarifmäßigen Lohnsätze anstreben, die mit einer einstündigen Verkürzung der Arbeitszeit Hand in Hand gehen soll. Die Dienstagnummer der hiesigen „freisinnigen“ „Breslauer Morgen-Zeitung“, die als solche ja die „Arbeiterfreundlichkeit“ in Erbpacht genommen hat, leistet sich nun in dieser Frage einen Leitartikel, der Alles, was bisher an Spiegelfechtereien von den „Freisinnigen“ geleistet wurde, übertrifft. Wir bedauern, daß die beschränkten Raumverhältnisse unseres Blattes uns leider den Abdruck dieses ganzen Artikels nicht gestatten. Er ist sehr lehrreich für die gesammte Arbeiterschaft, denn er beweist es besser als alle Behauptungen, daß die Arbeiterfreundlichkeit des Freisinn dort unwiderruflich aufgehört, wo das Geldsackinteresse anfängt. Nun sollte man ja allerdings meinen, ein Blatt, welches sich in mitunter sogar demagogischer Weise zur Vertretung der Arbeiterinteressen aufwirft, müsse auch dann für dieselben eintreten, wenn es sich um seine eigenen Arbeiter handelt. „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!“ Die „freisinnige“ Logik hat mit der Logik anderer Menschenkinder noch nie etwas gemein gehabt. Das beweisen die folgenden Auszüge des in Rede stehenden Leitartikels.

Die Nachricht eines der umfangreichsten Streiks der Seher und Drucker in Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen klingt ungefähr so, wie die Kunde von einem Schneefall im Hochsommer oder von einem starken Gewitter im Winter. Auf die Arbeitslosigkeit unter den Sehern sucht der Gehilfenverband die Forderung zu stützen, die jetzt tarifmäßig 9 1/2 stündige Arbeitszeit um eine weitere Stunde bei Aufrechterhaltung des bisherigen Lohnsatzes zu fügen, damit die Druckereien genötigt würden, zehn Prozent Seher mehr aus den Reihen der Arbeitslosen einzustellen. Daß die Mehrbelastung der Druckereien, welche außerdem durch die verlangte Erhöhung von Driszulagen noch gesteigert werden soll, umgekehrt dazu führen kann, Geschäfte unrentabel zu machen und die Nachfrage nach Sehern noch weiter zu vermindern, wird hierbei nicht in Betracht gezogen. In den Leitartikeln des „Korrespondenten“ ist der Arbeitgeber der „herzlose Gelblad“, der „in glänzender Karosse durch die Straßen rasselnde Proze“, während der Gehilfe, „die Quelle seines Reichthums“, jetzt vielfach „hungernd und bettelnd die Landstraßen einherziehen“ muß. Es ist bezeichnend, daß die sozialdemokratische Presse eine überaus fähle Neutralität gegenüber dem Vorgehen des Gehilfenverbandes bewahrt. Der „Korrespondent“ klagt darüber, daß die sozialdemokratische Presse kaum Notiz nimmt von den großen Gehilfenversammlungen und ihren Forderungen. Offenbar will die sozialdemokratische Parteileitung keine Verantwortung für den Ausgang übernehmen, wie ja auch sonst von dieser Seite unter den gegenwärtigen Verhältnissen vor Streiks gewarnt wird. Gegen eine Verlängerung der Arbeitszeit kämpfen deshalb in manchen Druckereien mit Accordlöhnen nicht die Seher, sondern die Prinzipale an. Dem gegenwärtigen Arbeitsverhältnissen in den Druckereien liegen Earnings zu Grunde. Das ganze Arbeitsverhältnis wird dadurch in vielen Einzelheiten schablonisiert und reglementirt zum Schaden der Buchdruckerei im Ganzen und nicht am wenigsten der Gehilfen selbst. Beispielsweise hat die Unbeweglichkeit der Tarifsätze im Sommer bei Abnahme der Druckaufträge stets eine besonders große Arbeitslosigkeit der Seher zur Folge. Die Festlegungen werden periodisch revidirt und dann wieder prolongirt. Mit dem Jahre 1891 läuft die letzte zweijährige Prolongation ab, und daran knüpfen die Forderungen der Gehilfen an. Am 6. Oktober treten nun statutenmäßig in Leipzig Delegirte sowohl der Gehilfen wie der Unternehmer, nämlich des Gehilfenverbandes (Unterstützungsverein der Buchdrucker) und des Prinzipalvereins der deutschen Buchdrucker, zur Verhandlung zusammen. Die Buchdruckereien verhalten sich durchweg ganz ablehnend; unter den Zeitungsdruckereien sind einzelne mit großen Auslagen, bei welchen die Lohnausgaben eine geringe Rolle spielen, zu Konzessionen geneigt, welche aber nicht ein Drittel der gestellten Forderungen erreichen. Die Berliner Zeitungen werden vielleicht den Hauptangriff erfahren, in diesem Falle aber voraussichtlich ohne Parteiunterschied gemeinsame Sache machen. Der Ausgang kann von Bedeutung sein, nicht für die Lohnverhältnisse, wol aber für die vorhandenen Organisationen.

Von diesen Ausführungen ist nur die letzte glaubhaft: im Falle es zu einem Streik kommen sollte, werden alle Zeitungen wie ein Mann sich gegen die Forderungen der Arbeiterschaft erheben. Wir haben das auch nie anders erwartet, es freut uns aber, daß hier die „freisinnige“ Presse aus Angst vor einer Schmälerung ihres Profits die arbeiterfreundliche Maske schon jetzt fallen läßt. — Daß die Buchdruckergehilfen es zum Mindesten ebenso gut wissen, wie jede andere Arbeiterbranche, daß sie zu einem Auslande gut gerührt sein müssen, braucht nicht erst betont zu werden. Es giebt aber eine Grenze des Glends, über die hinaus Niemand gehen kann. Infolge ihrer ungemein aufreibenden Geist und Körper in gleicher Weise anfordernden Arbeit brauchen die Buchdrucker mehr zum Lebensunterhalt, als andere Arbeiter. Ihre Klassenorganisationen, die in zweiter Linie auch dem Unternehmertum zu Gute kommen, sind nur aufrecht zu er-

halten durch eine Wochensteuer, die für andere Gewerke eine ganz unerhörte Höhe erreicht hat — sie müssen nämlich wöchentlich beinahe 3 Mark Steuer entrichten — und demgegenüber ist angefihts der doch auch von den Freisinnigen eingestandenen Teuerung der Durchschnittsverdienst der Buchdruckergehilfen ein viel zu geringer, um menschenwürdig leben zu können. Derselbe beträgt für Breslau etwa 25 Mark pro Woche. Nun aber hat ein Gegner der organisirten Buchdruckergehilfen, das Nichtvereinsmitglied Buchdrucker-Faktor Kort in Leipzig, schon in vorigem Jahre eine Berechnung aufgestellt, aus welcher hervorgeht, daß ein Buchdrucker bei billigen Zeiten 32 M. und bei teuren Zeiten 45 M. pro Woche zum Lebensunterhalt für sich und seine Familie braucht. — In welchem Lichte erscheinen nun die so einmütig bekämpften bescheidenen Forderungen der Gehilfenschaft?! — In welchem hohem Grade die Ausübung des Buchdruckergerwerkes schädlich ist, beweist die Tatsache, daß die allgemeine Sterblichkeit an der Lungenentzündung 20 Prozent beträgt, die Sterblichkeit der Buchdruckergehilfen an dieser Krankheit aber 64 1/2 Prozent! Ob nun die Buchdrucker Ursache haben, mit allen Kräften auf eine Herabsetzung der Arbeitszeit hinzuwirken, das überlassen wir ruhig dem Urtheil eines jeden billig denkenden Menschen — ebenso aber auch die Haltung der „freisinnigen“ Presse in dieser Frage.

**Vor Hunger erkrankt?** Am 22. d. Mts., Abends 9 Uhr, wurde in dem Grundstücke Berlinerstraße 12 eine Frauensperson bewußlos in schwerem Krankenstande aufgefunden und nach dem Hospital zu Allerheiligen gebracht. Die Frau soll Klara Briesfert heißen und am Brigittental wohnen.

**Vermißt.** Die 23 Jahre alte Näherin Helene Schwermer hat sich am 7. d. Mts. aus ihrer Wohnung entfernt und ist nicht mehr zurückgekehrt. Man vermutet, daß sie von einem Unglück betroffen worden ist. Sie hat blondes Haar und ist von kleiner, hagerer Figur. — Der 8 Jahre alte Schulknaabe Georg Richard hat sich am 21. d. Mts. aus der Wohnung seines Pflegers, des Tischlermeisters Karl Wader, Waterloostraße 8, entern, um sich in die Schule zu begeben. Er ist noch nicht zurückgekehrt und treibt sich jedenfalls vagabondierend umher. Der Knabe ist mit schwarzem Beinkleid und grauer Jacke bekleidet und geht barfuß.

**Eine Diebin und Betrügerin.** Die Wittfrau Wally Illner stand bis vor einigen Tagen bei einem hiesigen Partikulier auf der Luisenstraße in Diensten. Bei demselben hatte ein Litograph ein möblirtes Zimmer inne. Vor circa 8 Tagen unternahm dieser eine Vergnügungstour nach Warmbrunn und ließ seine sämtlichen Sachen zurück. Als er am 19. d. Mts. zurückkehrte, fand er seinen Koffer erbrochen und eines großen Theiles seines Inhaltes beraubt. Der Wert des Gestohlenen beträgt 100 Mk. Gleichzeitig erfuhr er, daß die 2c. Illner bereits 2 Tage vor seiner Ankunft verschwunden war. So viel bis jetzt ermittelt, hat sie einen Teil des Gestohlenen in hiesigen Pandalgeschäften veräußert. Außerdem hat sich die Illner wiederholter Unterschlagung schuldig gemacht. Sie wird zur Verhaftung gesucht. Die Diebin ist 40 Jahre alt, von großer, starker Statur, hat dunkles Haar und geht schwarz gekleidet. Wer zu ihrer Festnahme dienende Angaben machen kann, melde sich im Zimmer 19 des Polizei-Präsidiums.

**Aus unserm Vereinsleben.** Am Mittwoch, den 15. d. M., hatte der Les- und Diskussionsklub „Vorwärts“ beschlossen, in Berücksichtigung, daß die Vereinsabend sehr schlecht besucht seien und das Vereinslokal sehr entlegen von den Wohnungen der einzelnen Genossen sei, das Lokal zu verlegen. Am Sonnabend, den 18. d., war es dem Vorstande des Vereins gelungen mit Hilfe mehrerer Mitglieder Herrn Stacke zu bewegen, in seinem Eck Friedrichstraße befindlichen Lokal die Versammlungen des Diskussionsklubs „Vorwärts“ abhalten zu lassen. Die erste Versammlung war nun auf Mittwoch, den 22. d., festgesetzt und hatte der Vorsitzende des Vereins die polizeiliche Genehmigung erhalten. Aber die Versammlung sollte leider nicht ohne Störungen angehalten werden. Doch bevor ich die Umstände hierzu erwähne, muß ich zur Erläuterung die Lage des Lokals etwas näher beschreiben. Wenn man von der Straße aus in die Restauration hineinkommt, befindet man sich in einem großen Billardzimmer. Hieran schließt sich links ein zweites Zimmer, in welchem die Versammlung stattfinden sollte, und rechts die Privatwohnung des Wirtes, durch die man auch in das Vereinszimmer gelangt. Am 8 1/2 Uhr eröffnete nun der Vorsitzende die Versammlung. Als die Türen geschlossen werden sollten, bemerkte die Wirtin, daß die eine Tür zur Privatwohnung — und hier waren mehrere Gäste — geöffnet sein müsse. Während nun zur Tagesordnung geschritten wurde, erschienen durch die Eingänge von rechts und links je

ein Mann, und setzten sich mit einem Glase Bier an den Tisch hin. Dadurch, daß der eine der beiden Herren fortwährend das Zimmer verließ, um Billard zu spielen, daß ferner der andere der beiden Herren sich laut mit dem bedienenden Mädchen unterhielt und daß schließlich die Tür zum Nebenzimmer, in dem sich Gäste befanden, offen stand, wurde die Versammlung fortwährend unterbrochen. Doch damit nicht genug. Der eine der beiden erwähnten Herren verließ das Lokal und bald darauf erschien die Wirtin mit großem Vären; der Herr, der eben hinausgegangen sei, wäre Schumann und hätte sie gefragt, wie sie dazu käme, Versammlungen abhalten zu lassen. Das Vorzeigen der polizeilichen Genehmigung stellte zwar auf eine Minute die Ruhe wieder her, aber bald darauf erschien der Wirt. „Ich habe“ — so sagt er zur Entschuldigung — „den Herren, die damals das Lokal gemietet hatten, darauf aufmerksam gemacht, daß die Versammlungen, da ich weibliche Bedienung habe, nur bei vollständig offenen Türen stattfinden dürfen.“ Um aber doch die Versammlung abhalten zu können, wurde von einem Genossen beantragt, bei offenen Türen zu tagen. Nachdem es dem Vorsitzenden gelungen war, die Ruhe wiederherzustellen, sprach sich ein Genosse ziemlich scharf darüber aus, wie sich einerseits Gäste erdreisten dürfen, in so ruhestörender Weise an der Versammlung Theil zu nehmen und wie sich andererseits der Wirt und Frau Wirtin erlaubten, ohne Weiteres in die Versammlung hineinzureden. Die Wirtin rief nun wieder, ihr allein gehöre das Lokal und es sei nicht mit ihrem Willen geschehen, daß die Versammlung hier tagen dürfte. Der Genosse erwiderte, daß sie erstens dem Genossen selbst in Anwesenheit von drei anderen Personen das Anerbieten gemacht habe, die Versammlungen in ihrem Lokale abzuhalten. Zweitens sei sie dabei gewesen, als der Kontrakt — um mich so auszudrücken — mit ihrem Manne abgeschlossen worden sei. Wenn sie aber sage, daß sie damals gedacht habe, wie sie sage, daß so eine Art Lotterieverein dort tagen würde, so sei das einmal unwahr und zweitens ginge das den Verein nichts an. Denn wenn sie nicht die Begriffe zwischen politischen Vereinen und Geselligkeitsvereinen zu unterscheiden wüßte, dann sei sie auch nicht befugt, darüber mitzusprechen, ob in dem Stachischen Lokale Versammlungen abgehalten werden dürften oder nicht, sondern hätte sie vielmehr die Entscheidung ganz allein dem Leiter des Geschäfts, ihrem Manne, überlassen müssen. Im übrigen solle sie den Beweis erbringen, daß das Lokal ihr allein gehöre. Darauf erhob sich der zweite Herr und sagte, da der Wirt es verbiete, daß hier eine Versammlung stattfinden, gestatte er als Polizeibeamter es nicht, daß die Versammlung weiter tage. Auf eine Aufforderung des Vorsitzenden zeigte er einen Stempel, der den Träger als einen „Polizeibeamten“ legitimirte. Der Vorsitzende schloß nunmehr die Versammlung. Es wird zu prüfen sein, ob ein beliebiger Polizeibeamter, der nicht einmal seinen Namen nennen will, das Recht hat, ohne jeden Grund eine Versammlung aufzulösen. Sollte das nicht der Fall sein, dann dürften wohl weitere Schritte getan werden.

**Vom Fischmarkt.** Die Angler der Ober melden eine reichliche Zunahme des Hechtanges, gerade in der jetzigen Zeit, wo der Hecht am wolfschmedendsten ist, und auch nach dem Markte kommen täglich große Quantitäten frisch gefangene Hechte an. Ein besonders in der alten Ober und auch oberhalb des Strauchwehres in der Ober selbst jetzt viel gefangener Fisch wird merkwürdigerweise wenig beachtet, obgleich sein Fleisch höchstens vom Lachs übertroffen wird. Es ist das der hier sogenannte Raben (Rapsse oder Rappe), welcher bis 6 Kilo schwer wird, der Riese unserer Weißfische ist und als Raubfisch lebt. Er gleicht im Aussehen dem Lachs und wird Unkundigen wol auch als Oberlachs angepriesen, der aber mehr gelbrot Fleisich hat.

**Hochwasserschaden.** Die üblen Nachwirkungen des letzten Hochwassers zeigen sich u. A. auch an dem Ufer der Ober im Unterwasser ober- und unterhalb der Eisenbahnbrücke der rechten Ober-Ufer-Eisenbahn. Hier war die steinerne Böschung des rechten Oberufers von den Wirkungen des Hochwassers erschüttert worden, daß einzelne Stellen der Steinmauer Risse und kleine Senkungen zeigten. Die Stellen des Ufers sind seit Kurzem gesperrt, weil die Steinschicht allmählig immer klaffendere Risse aufwies und meterlange tiefe Einsenkungen zu zeigen begannen.

**Bewegung der Bevölkerung.** In der Woche vom 13. bis 19. September 1891 fanden nach dem Wochenbericht des Statistischen Amtes der Stadt Breslau 49 Eheschließungen statt. — In der Vorwoche wurden 244 Kinder geboren, davon 205 ehelich, 39 unehelich, 236 lebendgeboren (123 männlich, 113 weiblich), 8 todtgeboren (4 männlich, 4 weiblich). Die Anzahl der





Wanderunterstützungskasse der Töpfer und Berufsgen. Breslaus.

General-Versammlung

Sonnabend, den 26. September

Punkt 8 Uhr Abends

im Vereins-Lokal Grashengasse 10/11.

Der wichtigen Tages-Ordnung halber ist das Erscheinen eines jeden Mitgliedes Ehrenpflicht.

Blumenau.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer.

Sonnabend, den 26. d. Mts., Abends 8 Uhr:

im Saale des Herrn Jüptner.

Tages-Ordnung:

- 1. Vortrag: „Die Entstehung der öffentlichen Meinung und die Arbeiterpresse.“
2. Wahl einer Pressekommision.
3. Verschiedenes.

Referent: Genosse Karl Thiel aus Breslau, Redakteur der „Volkswacht“.

Entree für Männer 10 Pfg., für Frauen 5 Pfg.

Der Einberufer.

Oblau. Arbeiter-Verein. Sonntag, 27. Septbr. cr., Nachmittags 3 Uhr: Öffentliche Versammlung im Gasthof zur „Stadt Oels“.

Tages-Ordnung:

- 1. Gründung einer Gesangs-Abtheilung.
2. Berathung über Einführung bestimmter Kassenabende.
3. Verschiedenes.

Da seit der letzten Versammlung schon eine geraume Zeit verlossen ist, so kann wohl gehofft werden, daß die Mitglieder alle vollzählig erscheinen werden.

Litterarisches.

„Lichtstrahlen“, Blätter für volkverständliche Wissenschaft und atheisistische Weltanschauung. Zugleich Unterhaltungsblatt und litterarischer Begleiter für das Volk.

Die besten Glückwünsche unserem Langbärtigen von der Vorwerkstr. zu seinem 87. Wiegenfeste.

„Volkswacht“

Durch die Expedition der „Volkswacht“ sind folgende Schriften zu beziehen: Ein Rückbild von 2000 auf 1887 von Edw. Bellamy. Preis 40 Pf.

„Die Welterschöpfung und Weltuntergang“ auf Grund der Naturwissenschaften populär dargestellt v. Oswald Kähler.

„Die Welterschöpfung“ ist eine notwendige Ergänzung von Dommels „Geschichte der Erde“.

„Die Welterschöpfung“ ist eine notwendige Ergänzung von Dommels „Geschichte der Erde“.

„Die Welterschöpfung“ ist eine notwendige Ergänzung von Dommels „Geschichte der Erde“.

Arbeiter und Arbeiterinnen!

Berücksichtigt bei Euren Einkäufen die Geschäfte, welche in unserem Blatte inseriren!

Feinstes junges Fleisch empfiehlt die Kochschlachterei Stodgasse 16. Arbeiter! Arbeiterinnen! H. Glauer, Breslau, Friedrichstraße 51.

Vereinsabzeichen und Schürpen am besten und billigsten bei Adolf Borkop, Fahnenfabrik, Dorotheengasse 3, I.

Handschuhe, Betten, Herrengarderobe Gold, Silber, Uhren, Nachlässe, Möbel, fertigt an und renovirt G. Bartisch, Neumarkt 35, III.

Meyers Konversations-Lexikon Vierte Auflage. Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Concurs-Ausverkauf 2, Albrechtsstr. Nr. 2. und wird das ganz bedeutende Winterlager zu den festgesetzten Tagespreisen ausverkauft.

Die Emser Depesche oder Wie Kriege gemacht werden. (3 Bogen Oktav. 20 Pfennig.)

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn. (Ein sozialistischer Roman.) Aus dem Englischen übersetzt von B. Liebknecht.